

Zeitschrift: Kunst + Architektur in der Schweiz = Art + architecture en Suisse = Arte + architettura in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 66 (2015)

Heft: 3

Artikel: "Bauen im Bestand ist ein permanenter Erkenntnisprozess"

Autor: Tiefert, Zara / Leuenberger, Michael / Christ, Emanuel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-685734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Emanuel Christ

Emanuel Christ studierte Architektur an der ETH Zürich, der EPF Lausanne und der HdK Berlin. 1998 gründete er zusammen mit Christoph Gantenbein das Architekturbüro Christ & Gantenbein mit Sitz in Basel. Ein Fokus ihrer Arbeit liegt auf der Museumsarchitektur: Neben dem Erweiterungsbau für das Landesmuseum Zürich entsteht derzeit in Basel der Erweiterungsbau für das Kunstmuseum; 2013 gewann das Büro den Wettbewerb für die Erweiterung des Wallraf-Richartz-Museums in Köln. Gebaute Projekte sind in der Schweiz, Deutschland, Grossbritannien, China und Mexiko zu finden. Parallel zur Arbeit im Büro unterrichten Emanuel Christ und Christoph Gantenbein seit 2010 an der ETH Zürich.

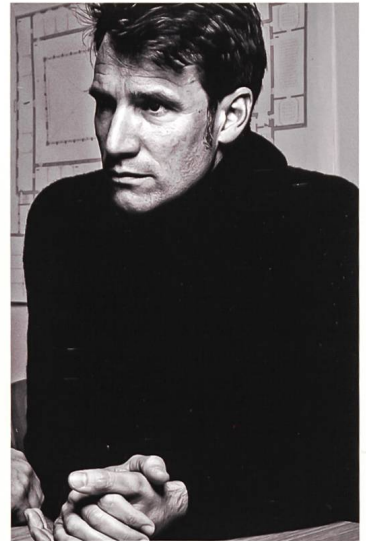


Foto Markus Jans

Zara Tiefert, Michael Leuenberger

«Bauen im Bestand ist ein permanenter Erkenntnisprozess»

Architekt Emanuel Christ vom Büro Christ & Gantenbein zum Umbau und zur Erweiterung des Landesmuseums in Zürich

Das Basler Architekturbüro Christ & Gantenbein gewann 2002 den international ausgeschriebenen Wettbewerb zur Sanierung und Erweiterung des Landesmuseums in Zürich. Nach 13 Jahren steht der Erweiterungsbau kurz vor seiner Vollendung, 2016 wird er eröffnet. Emanuel Christ spricht mit *k+a* über die Herausforderungen des Bauens im Bestand, seine über die Jahre an diesem exemplarischen Projekt gewonnenen Erkenntnisse und die Herausforderung, mit einem Gebäude angemessen umzugehen, das selbst schon ein Exponat ist.

In Bezug auf den Umbau des Landesmuseums haben Sie einmal den Begriff der «empathischen Entwurfsarbeit» gewählt. Wodurch zeichnet sich diese aus? Wird der Architekt hier zum Archäologen, der Schichten freilegt? Oder gar zum Historiker? Wie ist das, wenn man sich mit einem Gebäude von solch historischer Bedeutung auseinandersetzt?

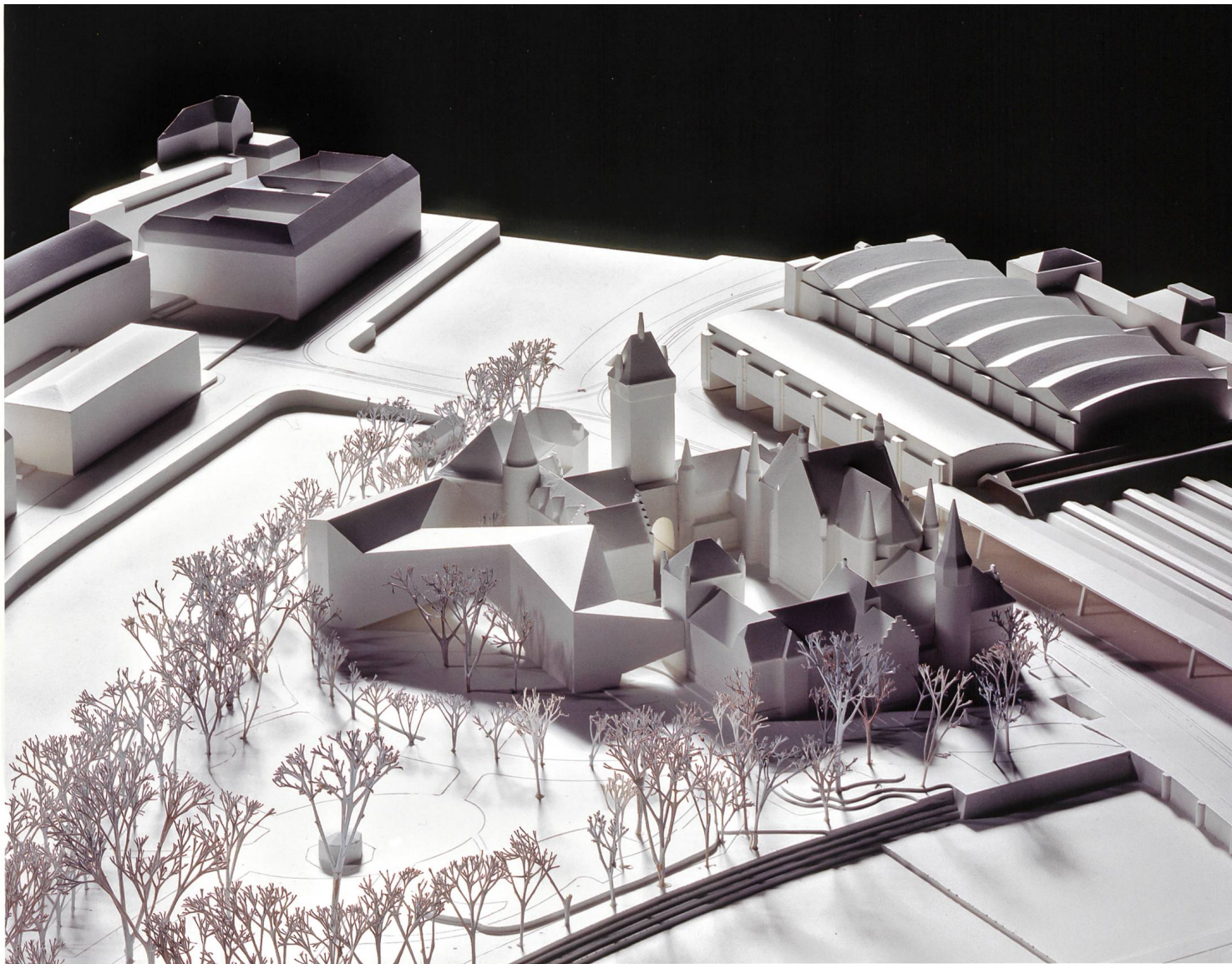
Grundsätzlich steht das Büro Christ & Gantenbein für eine Haltung, bei der der Kontext eines Projekts immer eine entscheidende Grösse ist. Es existiert ein prinzipielles Interesse an dem, das bereits da ist, an der Geschichte eines Ortes, dem physischen und urbanen Kontext, dem kulturellen Kontext im weiteren Sinne ebenso wie der Geschichte des Gebäudes und der Architekturgeschichte allgemein – ganz egal ob es sich dabei um ein bereits bestehendes Gebäude oder um einen Neubau handelt. Auch im Fall des Landesmuseums führte dies letztlich zu einer empathischen Position gegenüber

der bestehenden Architektur. Als Architekt wird man so auch zum Bauforscher. Man fragt sich: In welcher Form kann ich an der historischen Bausubstanz Veränderungen vornehmen? Wie kann ich etwas Neues schaffen, das dennoch den damaligen Intuitionen entspricht? Oder ganz einfach: Wie hätte Gull es damals gemacht?

Stand der Neubau beim ersten Wettbewerb im Vordergrund?

Im Wettbewerb von 2002 haben wir das Projekt in erster Linie als einen Neubau verstanden. Wir sind zuerst nicht angetreten, um ein historisches Baudenkmal zu sanieren. Die übergeordnete Frage war: Wie kann das Haus signifikant vergrössert und zu etwas grundsätzlich Neuem werden? Der Fokus lag damals auf der Erweiterung und Neuorganisation der Gesamtanlage. Und erst in diesem Zusammenhang war es für uns interessant, das Alte zu reaktivieren. Wir sind relativ frei

»
Oben: Modell der Gesamtanlage, Bundesamt für Bauten und Logistik BBL.
Unten (v.l.n.r.): Vorraum Säulenhalle West, Aufgang Besuchertreppenhaus, Ruhmeshalle mit neuem Terrazzoboden. Fotos Archiv BBL, Roman Keller





und radikal an das Projekt herangegangen. Mit der Sicht auf das Neue haben wir uns zunehmend für das interessiert, was bereits da war – das Interesse am Alten nährte sich also aus der Absicht, etwas Neues zu schaffen. Deshalb näherte ich mich der Bauaufgabe nicht primär als Restaurator, Historiker oder Archäologe, sondern als entwerfender Architekt. Das beinhaltet die Fähigkeit zur Empathie. Ich muss mir zutrauen, dem historischen Bauwerk auf Augenhöhe zu begegnen.

Das Landesmuseum ist eine Mélange unterschiedlichster Stile. Da trifft man einen spätgotischen Chor an, einen mittelalterlichen Wehrturm, gleichzeitig städtische und ländliche Architekturelemente. Das Gebäude ist in seinem historistischen Stil sehr heterogen, was die Aufgabe des Umbaus sicher nicht einfacher macht.

Gulls Architektur hier darf man durchaus als «Collage» bezeichnen. Das Gebäude ist strukturell und typologisch mit seinen verschiedenen Architekturstilen, die hier zusammengeführt sind, nicht klar artikuliert. Im Gegenteil: Die einzelnen Gebäudeteile wirken zunächst nicht als konsistente Architektur. Wichtig ist auch, dass eine wesentliche Schicht, die Innenausstattung, über die Jahre an Ausstrahlung verlor, die Architektur wurde dadurch geschwächt – auch wegen diverser Umbauten. Die Erkenntnis war zunächst banal, aber für uns sehr zentral: Die Gull'sche Architektur wurde vor allem durch den Inhalt zusammengehalten: die historischen Einbauten, Wandverkleidungen, dekorativen Interventionen und die Exponate selbst. All das zusammen führte vor 120 Jahren zu einem kohärenten Ganzen.

Denken Sie dabei auch an die Säulenhalle, die durch einen Umbau von 1966/67 zum sterilen «white cube» wurde? Einige Ideen von Christ & Gantenbein bei den aktuellen Sanierungsarbeiten erscheinen in diesem Zusammenhang als geglückte Rückbauten.

Dem stimme ich zu, und hier passt wohl auch die Analogie von der «Archäologie», denn sie legt Schicht für Schicht frei. Damit wachsen die Erkenntnisse. Die Auseinandersetzung mit dem Gebäude hat uns allmählich verdeutlicht, dass die Gull'sche Architektur lange zu Unrecht unterschätzt wurde.

An der Säulenhalle zeigt sich auch das bewusste Anknüpfen an das historisch Gewachsene besonders deutlich. Was war hier der gestalterische Grundgedanke?

Während der Baumassnahmen wurde festgestellt, dass die Decke aufgrund zahlreicher Umbauten strukturell stark

geschwächt war. Verschiedene Sanierungsstrategien wurden angedacht – das Faszinierende an der Gull'schen Architektur ist ja, dass sie sich am Übergang vom historischen zum modernen Bauen befindet. Gull verwendete für viele Arbeiten Beton. Allerdings handelte es sich um einen stark porösen und qualitativ schlechten Beton. Auch aus Gründen der Gebäudestabilität entschieden wir uns daher für eine neue Betondecke in der Säulenhalle. Gleichzeitig wurden sämtliche neuen Leitungen direkt in die Decke eingelegt.

Es war zum Zeitpunkt der Umsetzung dieser Massnahme noch nicht klar, ob die Decke in Sichtbeton bleiben würde – man hätte sie ebenso gut verputzen können. Als aber die Schalung entfernt wurde, zeigte sich die wunderschöne Wirkung der Natursteinstützen zusammen mit dem rohen Betongewölbe. Wir dachten: Das müssen wir so lassen, das passt! Das war einer dieser Momente, in denen man erkennt, dass Bauen im Bestand ein ständiger Erkenntnisprozess ist. Man muss sich einlassen auf das, was entsteht. Eine bautechnisch sinnvolle Lösung führte hier zu einem absolut stimmigen Bild. Und auch symbolisch gefällt mir der Gedanke, dass das Neue – der Beton – auf dem Alten ruht.

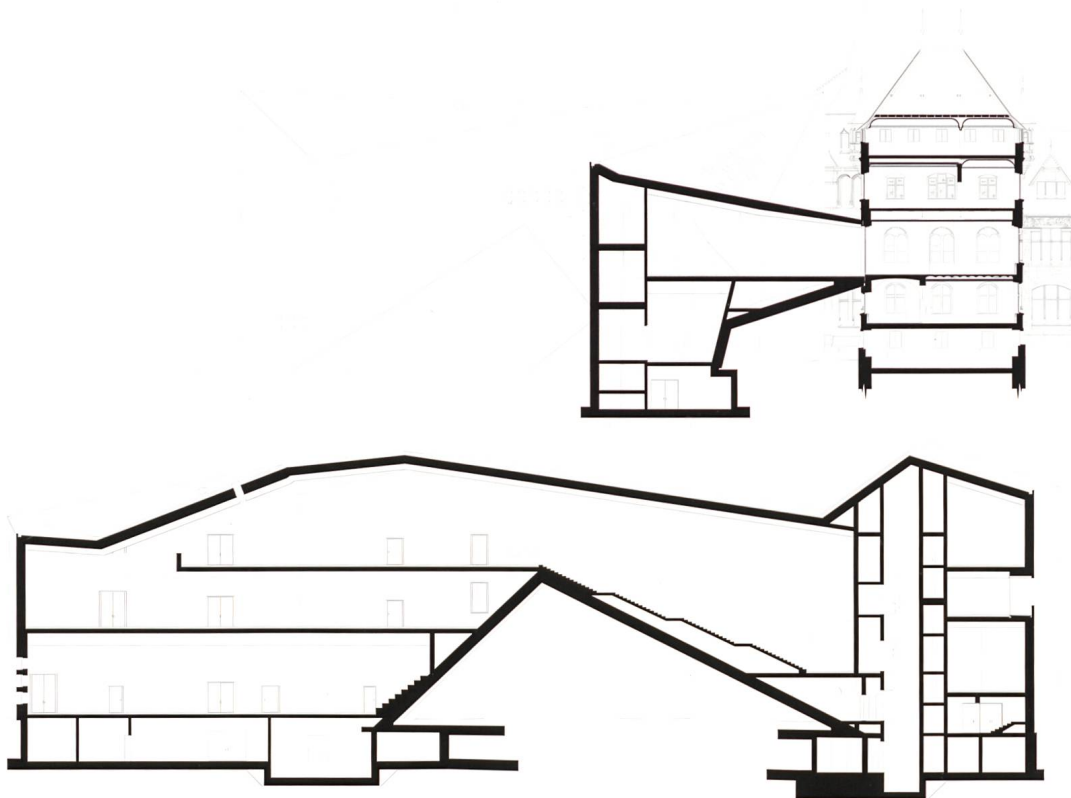
Hohe Anforderungen beim Umbau historischer Gebäude ergeben sich heute auch von der technischen Seite: Erdbebensicherheit, Brandschutz und Haustechnik. Wie sind Sie damit umgegangen?

Was die technischen Belange angeht, so haben wir beim Landesmuseum eine klare Strategie des Integrierens gewählt – wie übrigens auch aktuell bei der Sanierung des Kunstmuseums in Basel. Das hat mit dem Respekt vor der Gull'schen Architektur zu tun. Wir wollten daher die ganze Technik – in Abstimmung mit Denkmalpflege und Bauherrschaft – möglichst diskret im Hintergrund halten. Natürlich ist das mit einem beträchtlichen baulichen und finanziellen Aufwand verbunden.

Die Funktion des Bauwerks als historisches Museum ist zentral. Wie wichtig war dieser Aspekt beim Umbau und Erweiterungsbau?

Das Landesmuseum ist das historische Museum der Schweiz: Das Gebäude an sich ist das erste Exponat. Unsere Bestrebungen, das Haus selbst in Szene zu setzen, haben sehr viel mit dieser eigentlichen Funktion des Gebäudes zu tun. Der Gesamtentwurf der Sanierung und der Erweiterung hat dem historischen Bau selbst eine zentrale Rolle zugewiesen.

«
Die Säulenhalle nach dem Umbau (oben): neues Gewölbe, neue Leuchten, neue Innenfenster und neue Brüstungen mit integrierter Technik. Foto Archiv BBL, Roman Keller. Unten: Die Säulenhalle vor dem Umbau von 1966/67 (links) und danach als steriler «white cube» in den 1990er Jahren. Fotos Archiv Schweizerisches Nationalmuseum



Querschnitt Landesmuseum mit Erweiterungsbau (oben) und Längsschnitt Neubau (unten), Massstab 1:100. Pläne Christ & Gantenbein, Basel

Von aussen hat sich mit dem Erweiterungsbau nur das Gesamtensemble verändert – das Gull'sche Bauwerk scheint in seiner Aussenwirkung unangetastet. Inwieweit zeigt sich die Erneuerung der Institution auch in der äusseren Erscheinung des Bauwerks?

Bei allen beteiligten Partnern und auch bei uns als Architekten hat sich im Laufe der Zeit immer mehr die Einsicht durchgesetzt, dass es richtig ist, das Haus im Wesentlichen so zu erhalten, wie es ist. Fassaden wurden gereinigt, Fenster erneuert und subtile Veränderungen vorgenommen. Die prägnante neue Architektur sehen wir erst beim Erweiterungsbau – hier kann gezeigt werden, dass eine neue Generation am Werk ist.

2002 war der Wettbewerb, 2016 wird der Erweiterungsbau abgeschlossen. Inwiefern hat sich die Haltung zum Wettbewerbsprojekt im Laufe der langen Zeitspanne auch verändert?

Es hat sich natürlich viel verändert, und trotzdem: Das Projekt hat heute dieselbe Gültigkeit wie damals. Wir haben einen Erkenntnisprozess durchlaufen; wir hatten die Möglichkeit, unsere Haltung über die Jahre zu schärfen und zu festigen. Die Sanierung des Altbaus hat sich Stück für Stück bewährt, und der Erweiterungsbau hat sich über die Jahre weiterentwickelt: Er wird jetzt kleiner als ursprünglich geplant. Wir sind als Architekten mit dem Projekt mitgewachsen und älter geworden.

Beim Erweiterungsbau wird eine gewisse Verspieltheit des Altbaus weitergeführt. Was war hier die zentrale Inspiration für Sie, und wie konnte sie umgesetzt werden?

Die Herausforderung war für uns, die Heterogenität und Komplexität der Gull'schen Architektur glaubwürdig zu erneuern. Der Grundgedanke ist eigentlich recht einfach: Man erzeugt typologisch einen geschlossenen Kreis, der das Bestehende ins Neue überführt. Der Altbau besitzt eine U-Form mit einem offenen Hof. Daran wird eine Spange angehängt, die das Ganze zu einem Kreis schliesst. Dabei war der Ansatz weniger symbolisch als vielmehr räumlich-organisatorisch gemeint. Durch die Grundfigur, die entsteht, kann der Besucher in einem kohärenten Rundlauf vom Neuen ins Alte laufen und wieder zurück. Dabei werden inszenierte Blicke zu einem Grundmotiv. Alt und Neu begegnen sich und lassen eine neue Gesamtheit entstehen. Eine Kernfrage war: Wie können wir ein glaubwürdiges Ensemble herstellen, ohne dass die neue Architektur dabei die alte nachahmt? Wir haben uns für einen «skulpturalen Kontextualismus» entschieden: Die Form des Gebäudes hat viel mit den spezifischen Bedingungen des Bauplatzes und der Örtlichkeit zu tun, mit dem Park, den Bäumen und den bestehenden Bauten und ihrer Geschichte.

Wie wirkt sich das auf die Atmosphäre aus?

Wir wollten räumlich eine nahe Ereignisdichte zur Gull'schen Architektur schaffen. Bei Gull passiert sehr viel: Es gibt enge und intime

Räume, die riesige Ruhmeshalle, Treppen und Niveauunterschiede, unterschiedlichste Formen von Perspektiven und Durchsichten. Der Neubau soll einen vergleichbaren Reichtum entwickeln. Konkret: Wenn der Besucher vom Altbau in den Neubau kommt, wird er ein atmosphärisches Raumkontinuum vom Erdgeschoss bis zum Dachgeschoss erleben. Motive des Altbaus werden aufgegriffen, und im Inneren entsteht eine spektakuläre Raumfolge. Konstruktiv gesehen ist der Erweiterungsbau jedoch viel direkter: Bei der Betonarchitektur entspricht die Aussenfigur der Innenfigur. Der gesamte Neubau besteht aus Sichtbeton mit sichtbaren technischen Einbauten. Der Bau erhält so im Gegensatz zum Altbau einen eher technischen Charakter – die historisierenden Decken des Altbaus finden ihr Pendant hier gewissermassen in der Technik. Der Anspruch war: Die neuen Ausstellungsräume sollen einen starken Charakter haben, dabei jedoch robust und unterschiedlich beispielbar sein.

Das Studienzentrum mit Bibliothek und das grosse Auditorium bieten zudem auch viele praktische Vorteile: So müssen zum Beispiel Vernissagen nicht mehr im Treppenhaus oder in den Ausstellungsräumen durchgeführt werden. Diese Nutzungen unterscheiden den Neubau klar vom Gull'schen Gebäude. Aber, was die Grundfigur angeht – die Unterschiedlichkeit der Räume, die Dachlandschaft, das Monumentale –, haben wir hier viele atmosphärische Übereinstimmungen. Damit schliesst sich der Kreis zum Anfang des Gesprächs: empathisch, aber auf Augenhöhe. Wir sind die Architekten von heute, Gustav Gull ist der Architekt von gestern. Verbindend ist, vermute ich, dass wir eine ähnliche Intensität suchen.

Eine Absage an verkrampten Modernismus, der sich um jeden Preis abheben will?

Ganz sicher, denn unser Neubau sollte auf der Ebene der Materialität noch mal die Idee des Ganzen aufgreifen: So haben wir einen Beton entwickelt, der mit Tuffstein versetzt wurde, ähnlich demjenigen, der sich auch im Gull'schen Bau findet. Ingenieurtechnisch ist dies spektakulär, und für die Fachwelt ist die Betonfassade hochinteressant; gerade jetzt wird sie immer mehr freigelegt, und es zeigt sich, dass der Neubau wunderbar mit dem Altbau harmoniert und diesen ergänzt.

Gull, der Spiritus Rector?

Wir haben uns beim Neubau immer wieder auf ihn bezogen – nicht aus voraus-eilendem denkmalpflegerischem Gehorsam, sondern einfach aus der Realität heraus. Jeder Besucher wird ab 2016 die beiden Bauten als etwas Zusammengehörendes wahrnehmen. Sehr viele Entwurfsentscheidungen entwickelten sich aus der unmittelbaren

Raumwahrnehmung heraus. Auch gibt es im Altbau immer wieder Elemente, die auf den Neubau hinweisen, z.B. finden sich dieselben Böden dort, wo die alten nicht erhalten werden konnten. Es ist ein Verschränken von Alt und Neu auf verschiedenen Ebenen – bei Farben, Materialität und vielen weiteren Details. Ein spektakulärer Moment wird sein, wenn das Ensemble erstmals als Ganzes wahrgenommen werden kann.

Als Fazit bleibt: Das Neue lebt im Alten und das Alte im Neuen. Das Landesmuseum ist für uns ein exemplarisches Projekt. Es ist selbstbewusst und zeitgenössisch, zeugt jedoch auch von einem aufrichtigen Interesse am historisch Gewachsenen. Der Erweiterungsbau hat seine Ecken und Kanten und biedert sich nicht an. Es geht nicht um Nostalgie, sondern darum, einen neuen Blick auf die heutige Zeit zu wagen – mit Hilfe dessen, was frühere Generationen zu schaffen vermochten.

Wir bedanken uns herzlich für das Gespräch.



Der Erweiterungsbau des Landesmuseums, der 2016 eröffnet wird.
Fotos Archiv BBL,
Roman Keller



Fünf ausgewählte Bilder des Architekturfotografen Adrien Barakat zeigen, wie Altes neben Neuem besteht, wie Neues sich ins Alte fügt. Die Arbeit des Fotografen im In- und Ausland führt ihn zu den unterschiedlichsten Objekten – und es begleiten ihn die stets wiederkehrenden Fragen: Was braucht es für ein kohärentes und glaubwürdiges Ensemble? Wo steht der Entwurf des Neuen im Einklang mit dem Bestehenden? Wo ergänzt er es? Und wo karikiert er es? Kontakt: www.dmk-photography.com

Die Bilderfolge (Seiten 37–43): Résidences Cougnires Chexbres (DeltArchitecture); Kunsthaus Centre PasquArt Biel (Diener & Diener Architekten); Militärhistorisches Museum der Bundeswehr Dresden (Daniel Libeskind); Erweiterungsbau Titan/Kubus des Bernischen Historischen Museums (Architekten :mlzd); Théâtre Equilibre Fribourg (Jean-Pierre Dürig). Alle Fotos © Adrien Barakat







